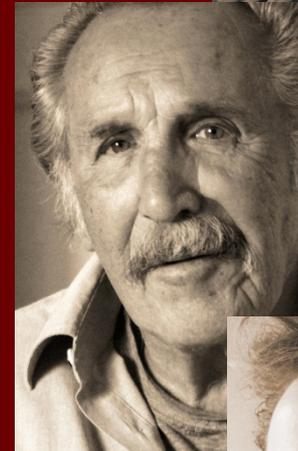
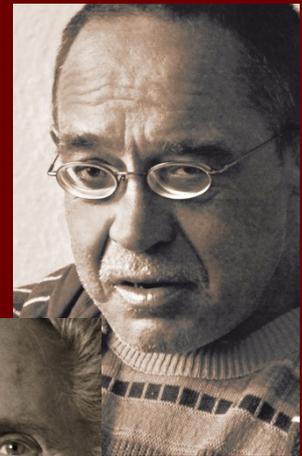


# *Die Würde des Menschen*

## *Sucht und Suche im Alter*





*„Ich bin froh, dass ich jeden Tag aufstehen kann“*

*Josef, Jahrgang 1953*

Josef, genannt Sepp, wirkt auf den ersten Blick wie der typische Einzelgänger: verschlossener Blick, mürrischer Gesichtsausdruck, und gerne sitzt er allein an seinem Platz am Wehr der Laufer Mühle.

Doch wenn er erzählt, wird er lebhaft. Geschichten von früher erzählt er, von seiner Kindheit in Ingolstadt, als er mit seinen vier Geschwistern viel in der heimischen Landwirtschaft mitarbeiten muss. Davon, wie es in der Schule schwierig wird, weil keine Zeit für Hausaufgaben bleibt. Von dem strengen Vater, der die Kinder zur Feldarbeit anhält. „Da hat unsere Mutter auch viel mitgemacht“.

Doch der Sepp ist zäh und kämpft sich durch. Mit Anfang 20 erlebt er dann auch seine im Rückblick schönste Zeit. „Da haben wir Autos gehabt, mit denen sind wir rumgefahren und haben den Mädchen imponiert“, erzählt er und grinst verschmitzt dabei. Freundin hat er trotzdem keine, auch geheiratet hat er nie. Er bleibt lieber für sich allein, „da hab‘ ich keinen Ärger.“ Auch getrunken hat er damals schon ganz gerne.

Den gelernten Beruf als Müller kann er nach einem Arbeitsunfall 1978 nicht mehr ausüben. Lange Zeit verbringt er im Krankenhaus. Als es dann mit dem Alkohol ganz schlimm wird, kommt Sepp 2001 in die Laufer Mühle. „Wenn ich nicht hier gelandet wär‘, dann wär‘ ich jetzt wahrscheinlich nicht mehr ansprechbar.“

Hier hat er seinen Platz an der Spülmaschine in der Großküche gefunden, das ist seine Aufgabe, sein ein und alles. Selbst am Wochenende oder nachts, wenn er gar keinen Dienst hat, schaut er, ob mit der Maschine alles in Ordnung ist. Nach einem Stromausfall bleibt er die halbe Nacht wach, um zu sehen, ob das Spülprogramm richtig abgelaufen ist. Überhaupt ist Sepp sehr reinlich: „Ich finde immer was zum Saubermachen.“

In seiner Freizeit geht er gerne ins Theater oder zum Gottesdienst. Am liebsten aber sitzt er an der Wasserkraftanlage an der Aisch. Als gelernter Müller wacht er auch über den Wasserstand und das Wehr. Er geht gerne alleine ins Café, hält aber auch genauso gerne ein Schwätzchen mit Bekannten, die er trifft.

Eine Entzündung im Knie im Jahr 2008 wird so schlimm, dass die Ärzte schon kurz vor der Entscheidung stehen: versteifen oder amputieren. Aber der Sepp hält auch hier durch und ist jetzt wieder voll im Einsatz; das Knie ist allerdings nicht mehr voll bewegungsfähig.

Seinen großen Wunsch wird er sich deshalb wohl nicht mehr erfüllen können: Einmal wieder richtig Rad fahren. Aber er lässt sich dennoch nicht unterkriegen. „Ich bin froh, dass ich jeden Tag aufstehen kann. Rumhängen und brummen nützt nichts.“





*„Ich fühle mich wohl in meinem neuen Leben“  
Angelika, Jahrgang 1940*

Angelika ist eine resolute Person. Das merkt man, wenn sie von früher erzählt, wie das war als eines von sechs Kindern einer großbürgerlichen Dessauer Familie, und wie die Mutter mit adeliger Herkunft streng darüber wacht, mit wem die Kinder Umgang haben. „Wir durften nie mit den anderen Kindern spielen“, erzählt Angelika. Den Vater hat sie nie kennengelernt, der ist in Stalingrad vermisst. Die Mutter versucht, die Kinderschar mit Strenge in den Griff zu bekommen. Dabei hat sie auch ihre Vorlieben. „Mich und meinen Bruder hat sie immer abgelehnt. Wenn ich mal gekommen bin und in den Arm genommen werden wollte, hat sie mich weggeschubst. Mutterliebe habe ich nie kennengelernt.“ Hinzu kommen Übergriffe durch den Bruder.

Schließlich werden sie und ihr Bruder von der Tante abgeholt und von ihr aufgezogen. Die geliebte Ausbildung zur Kindergärtnerin darf sie nicht beenden, das Geld wird knapp. „Mein Bruder sollte studieren, da blieb für mich nicht mehr viel übrig“, berichtet sie sachlich. Also arbeitet sie bei der Reichsbahn, bis sie 1960 heiratet. Die Übersiedlung in den Westen, Geburt des Sohnes, 1962 schon der Tod ihres Mannes. „Da war er erst 25 und ich 22.“ Angelika schlägt sich weiter alleine durch, arbeitet lange Jahre beim Onkel im Hotel als Zimmermädchen und Köchin. „Die Freiheit habe ich eigentlich nie gekannt“, meint sie. „Immer hat mir jemand gesagt, was ich zu tun habe.“

Die fehlende Zuwendung in Kindheit und Jugend macht sich auch heute noch bei Angelika bemerkbar. Dann zum Beispiel, wenn sie Menschen, die sie gern hat, überfallartig in den Arm nimmt und drückt. „Ich mag Menschen, die sich nicht für etwas Besseres halten.“ Das irritiert so manchen, da sie selbst auf viele Menschen zunächst eher streng und abweisend wirkt. Bequem ist sie eben nicht, hat viele Ecken und Kanten.

Durch die Alkoholsucht kommt Angelika schließlich in die Laifer Mühle. Hier lebt sie jetzt schon zwanzig Jahre, und hier will sie bleiben bis zum Ende, hat sich hier in ihr neues Leben eingerichtet. Auch wenn ihre Meinung wie so oft widersprüchlich klingt: „Mit gefällt, dass es hier streng zugeht, so bin ich ja erzogen worden. Aber ich kann gehen, wohin ich will; hier habe ich zum ersten Mal die Freiheit kennen gelernt.“

Einmal hat die Einzelgängerin auch einen richtigen Freund gefunden, den Walter. „Mit ihm konnte ich über alles reden“, erinnert sie sich, und plötzlich wird ihre Stimme weich, fast sanft, „mehr noch als mit meinem Mann.“ Vor zwei Jahren ist der Walter gestorben und Angelika ist sich sicher: „Jetzt bleibe ich für immer allein.“ Zum Sohn hat sie keinen Kontakt mehr, aber es schmerzt sie nicht: „Wir sind uns einfach fremd geworden und haben uns nichts mehr zu sagen.“

In ihrer Freizeit sitzt Angelika am liebsten am Fenster und schaut hinaus in den Garten. „Da kann ich am besten abschalten.“ Ihr ganzer Stolz ist ein nagelneuer Flachbild-Fernseher; keinen Tag verpasst sie die Gerichtsserien.

Auf die Frage nach ihren Wünschen und Träumen gerät sie noch einmal ins Schwärmen: „Einmal möchte ich noch meine alte Heimat sehen und die Gräber meiner Familie besuchen.“ Doch eine so weite Fahrt kann sie nicht mehr machen. Ein kleinerer Wunsch kann ihr leichter erfüllt werden, nämlich noch einmal das Haus zu sehen, in dem sie im Hotel ihres Onkels gelebt hat. Als sie die Fotos sieht, erschrickt sie: „Meine Güte, ist das alles alt geworden.“





*„Ich komme zurecht“  
Eberhard, Jahrgang 1935*

Eberhard wirkt auf viele Menschen im ersten Moment verschlossen, ja abweisend. Dazu trägt sein markantes Äußeres mit zahlreichen Tätowierungen und Ohrring ebenso bei wie sein strenger Blick. „Ich erzähle halt nicht gerne großen Geschichten wie viele andere“, meint er trocken.



Dabei kann er auch anders. Wenn er von früheren Zeiten erzählt, wie er mit seinen Kumpels unterwegs war und sie jedes Wochenende etwas unternommen haben, blitzt es in seinen Augen. „Das waren noch Zeiten“, schwärmt er. Aber viel ist passiert seitdem.

Ursprünglich stammt Eberhard aus Schlesien. Seine Kindheit verbringen er und seine Geschwister während des Krieges, „da haben wir nicht viel gehabt als Kinder“. Dennoch erinnert er sich gerne daran, wie er mit seiner Familie gelebt hat. „Die Familie, das war mein Ein und Alles.“

Nach dem Krieg heißt seine Heimat plötzlich DDR. Er macht nach der Schule eine Ausbildung zum Schreiner und arbeitet im Bergbau. 1957 „macht er rüber“, lebt fortan in Oberhausen im Ruhrgebiet. Zu seiner Familie bricht der Kontakt ab.

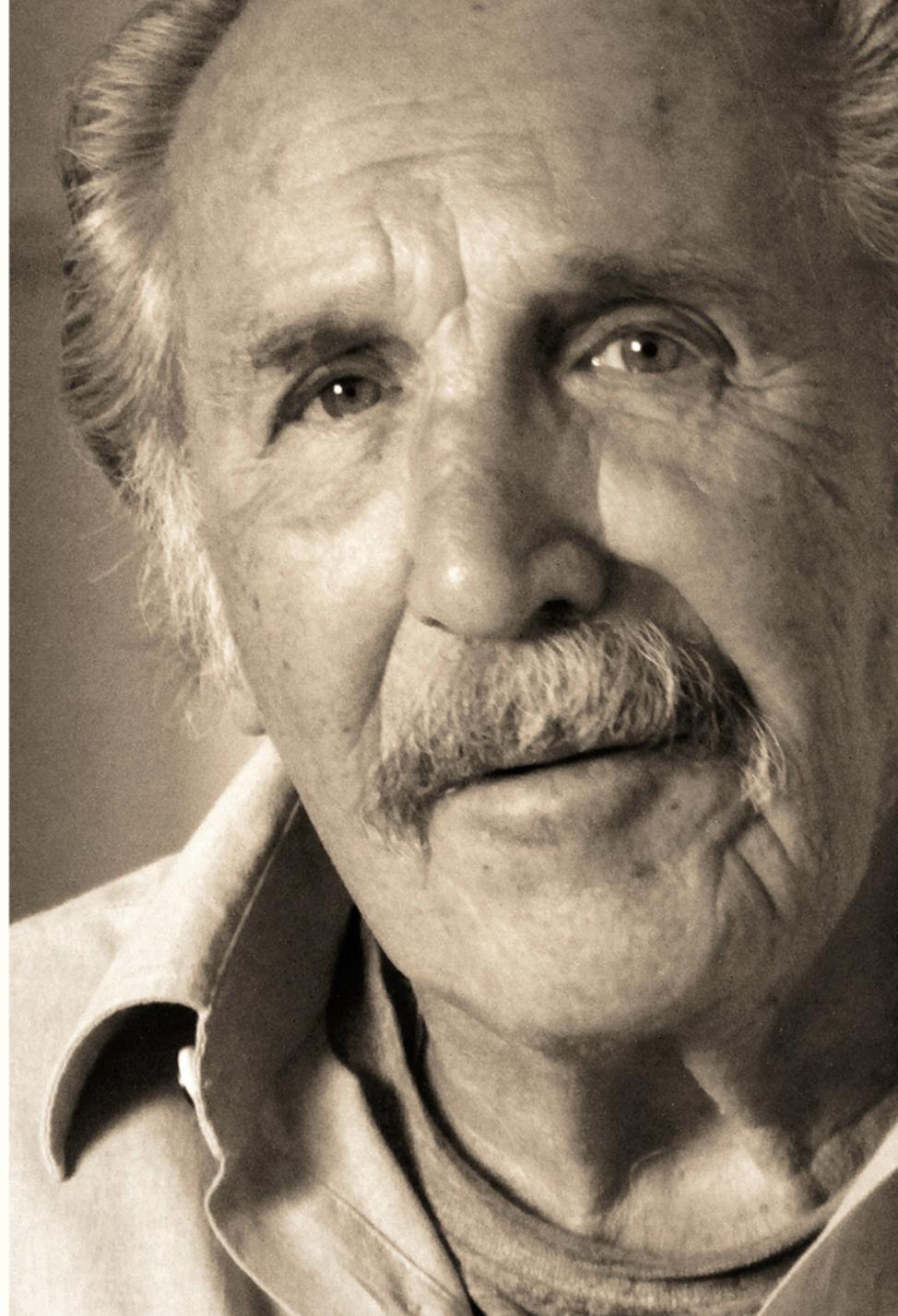


Eberhard heiratet 1957; die Ehe wird aber bereits 1961 wieder geschieden. Die Frau und die beiden Kinder sieht er seitdem nicht mehr. Jetzt kommt er viel herum in Deutschland, lebt in Frankfurt, Düsseldorf und Köln. Er arbeitet auf dem Bau, wo auch viel getrunken wird.

Darüber, wie er in die Abhängigkeit geraten ist, will Eberhard am liebsten gar nicht reden. „Das war furchtbar für mich.“ Er sagt das mit Nachdruck, es ist ihm ernst damit.

So kommt er schließlich vor rund zehn Jahren in die Laufer Mühle. Hier arbeitet er in der Wäscherei. Mit Geduld und Akribie kümmert er, der Harte, sich Tag für Tag um Socken, T-Shirts und Handtücher. In seiner Freizeit liest Eberhard gern und viel. Der Einzelgänger versinkt dann in Heimatromanen oder Illustrierten.

Wünsche hat Eberhard keine großen. „Ich komme gut zurecht.“ Warum er von vielen scherzhaft „General“ genannt wird? „Vielleicht liegt das an meiner Vergangenheit als VoPo“, meint er ernst. Doch dabei blitzt es schon wieder, ganz versteckt, in seinen Augen.



*„Ich war nie ein braver Junge“  
Manfred, Jahrgang 1962*

Manfred nennen alle einfach Manni. Er ist ein echtes Kind der Region, aufgewachsen in Memmelsdorf bei Bamberg. Seine Mutter stirbt, als er zwölf Jahre alt ist, der Vater zwei Jahre später. „Das war hart für uns Kinder.“

Ab diesem Zeitpunkt lebt Manni mit seiner älteren Schwester und dem älteren Bruder zusammen. „Wir waren eine richtige kleine Familie, haben alles ohne Eltern durchgestanden“, erinnert er sich. Das schweißßt sie zusammen. „Wir haben zusammen gehalten wie Pech und Schwefel.“

Manni macht die Schule zu Ende, aber keine Ausbildung. Stattdessen kommt er für ein Jahr ins Erziehungsheim. Auf die Frage nach dem Grund antwortet er verschmitzt „Ein braver Junge war ich nicht.“

Danach hangelt er sich von Gelegenheitsjob zu Gelegenheitsjob. Einmal arbeitet er in einer Gärtnerei, wo er Unkraut jäten soll. „Der Chef hat mich geschimpft, weil ich es nicht richtig gemacht habe“, erzählt er. „Aber ich habe nur gesagt, wenn er mir nicht erklärt, was das Unkraut ist und was nicht, ist er selber Schuld.“ Trotzig kann er schon sein.

Mit Alkohol kommt Manni bereits als Kind in Berührung: „Meine Oma hat mir immer Wein gegeben, damit ich eine Ruh´ gebe.“ Später, ohne festen Job und Freunde, wird es immer schlimmer mit dem Trinken. „Ich wollte immer so sein wie die Halbstarke. Wenn ich etwas getrunken hatte, war ich viel mutiger, auch wenn es um Frauen ging.“ Schließlich empfiehlt ihm sein Arzt eine Therapie.

Seit über fünfzehn Jahren ist Manni jetzt schon in der Laufer Mühle, hat seinen festen Platz in der Küche gefunden. Hier arbeitet er sehr engagiert. Jetzt soll er ein bisschen langsamer machen. Da hilft ihm die Natur im Aischgrund. „Wenn schönes Wetter ist, mache ich gerne längere Spaziergänge. Da kann ich gut nachdenken.“

Und nachdenken muss Manni in letzter Zeit oft. Über den Tod zum Beispiel oder Freundschaft. In der Erinnerung an seinen vor zwei Jahren verstorbenen Freund Karl-Heinz verbindet er beides. „Wir waren wie Brüder“, erinnert er sich. Lange Zeit pflegt Manni den schwerkranken Freund. Dann muss Karl-Heinz gehen, aber Manni vergisst ihn nicht. „Jeden Morgen und auch am Abend bete ich für ihn.“

Auch jetzt kümmert er sich rührend um Mitbewohner, wenn sie krank und hilfsbedürftig sind. „Da mache ich mir einfach Sorgen.“ Er pflegt die Gemeinschaft, auch wenn er nicht viel redet. Manchmal erinnert er zwar an ein kleines Kind, zum Beispiel, wenn er jeden Morgen seinen Liter Kaba trinkt oder seine kleinen Witze macht. Aber im Grunde ist er sehr ernst.

Nur bei einem Thema kommt wieder der Schein bei ihm durch. Bei der Frage nach einem unerfüllten Traum antwortet Manni sofort: „Die richtige Partnerin finden.“ Und wie müsste die sein? „So wie ich, das kenne ich wenigstens schon.“



## „Ich lebe das, was ich will“

Erika, Jahrgang 1943

Erika ist eine ganz Ausgefuchste. Sie ist sehr direkt und spricht aus, was sie denkt. „Damit mache ich mir nicht nur Freunde“, amüsiert sie sich. „Aber man kann es nicht allen recht machen.“

Dabei kommt die gebürtige Wienerin aus einem strengen Zuhause. Der Vater ist als Soldat im Krieg gefallen, so zieht die Mutter sie und ihre Schwester alleine auf. Es herrschen Disziplin und Ordnung. Mit der Schwester gibt es viele Reibereien, weil sie so unterschiedlich sind. „Wir haben viel gestritten.“ Inzwischen lebt ihre Familie in Nürnberg.

Erika macht eine Ausbildung zur Großhandelskauffrau und arbeitet lange Jahre beim Arbeitsamt. Mit 20 heiratet sie zum ersten Mal, es folgen die Geburten der zwei Töchter. Doch dann lernt sie den „Traummann“ kennen. „Ich war ein richtiges Miststück“, sagt sie verschmitzt. Sie und ihr Mann lassen sich scheiden.

Aber auch die neue Beziehung ist nicht von Dauer. Bei einer Schulung lernt Erika dann ihren zweiten Mann kennen. Er studiert, sie muss das Geld verdienen. Sie macht eine weitere Ausbildung zur Schwesternhelferin, ein Beruf, den sie liebt und lange ausübt. Dennoch braucht sie Beruhigungsmittel, die sie ohne weiteres über einen längeren Zeitraum verschrieben bekommt. „Da haben die damals noch nicht so aufgepasst wie heute.“ Fast unmerklich rutscht sie in die Abhängigkeit hinein.

Während ihrer ersten Entzugstherapie lässt sie sich wieder scheiden. Als sie kurz danach wieder rückfällig wird, entscheidet sich Erika zu einem weiteren Therapieanlauf in der Laufer Mühle. „Da habe ich für mich selbst gesorgt.“

Jetzt arbeitet sie in der Küche und hat ein schönes Zimmer in einer Wohngruppe. Aber sie hat noch einiges vor. Zurück nach Nürnberg möchte sie, aber auf keinen Fall untätig sein. Ehrenamtlich alten Menschen helfen, das würde ihr gefallen. „Vielleicht könnte ich ja für Senioren einkaufen gehen oder so. Ältere Mütterle was zu tragen, würde mir Spaß machen.“ Für Kinder hätte sie heute keine Nerven mehr, sagt sie. „Obwohl, zwischen der Mühle und einem Kindergarten ist oft auch kein großer Unterschied mehr“, frotzelt sie in ihrer typisch schnoddrigen Art. Während sie spricht, sind ihre Augen, ihr ganzes Gesicht ständig in Bewegung. Alles an ihr ist hellwach.

Solange Erika noch hier ist, will sie sich für die Wiedereröffnung der Bewohnerbibliothek einsetzen und auch selbst mithelfen. „So eine Bücherei ist ja nicht nur wegen der Bücher wichtig. Dort kann man ratschen und sich kennenlernen. Wir hätten dann wieder einen Treffpunkt für Leseratten“, ist sie überzeugt.

Menschen sind ihr wichtig. „Ich mag Menschen. Wenn ich zu Leuten freundlich bin, bekomme ich immer was zurück. Das ist ein Geben und Nehmen. Mit Tieren kann ich nicht so. Wenn Du mich zur Kuh sperst, renn´ ich weg“, gesteht sie.

Einen großen Wunsch hat Erika noch: Sie möchte einmal noch die Tochter in Australien besuchen. Zuzutrauen ist es ihr, denn was Erika sich vornimmt, das setzt sie auch um, gemäß ihrer Grundeinstellung: „Ich lebe das, was ich will. Ich bin auch nicht besonders schüchtern. Auf deutsch: Ich bin richtig stur.“





*„Ich bin nicht mutig, aber guten Mutes“*

*Jutta, Jahrgang 1948*

Jutta braucht Zeit, bis sie ins Erzählen kommt. Unruhig geht ihr Blick hin und her. Sie ist zurückhaltend, drängt sich niemals in den Vordergrund. Es ist ihr unangenehm, plötzlich im Mittelpunkt des Interesses zu stehen.

Aufgewachsen ist sie in Augsburg, zusammen mit ihrem älteren Bruder und der Mutter. Die Eltern sind geschieden. Nach der Ausbildung zur Köchin arbeitet sie einige Jahre in der Hotellerie, wo sie auch als Zimmermädchen eingesetzt wird. Es folgen einige Jahre in Hotels in der Schweiz und in Liechtenstein, die Jutta als aufregend und interessant in Erinnerung hat. Sie hat mehrere Beziehungen, teils über Jahre, aber im Endeffekt „sind die alle schief gelaufen“.

Als sie 1978 nach Augsburg zurückkehrt, wird sie arbeitslos. „Ich war viel allein in der Zeit“, erzählt sie leise. Die wenigen oberflächlichen Bekanntschaften taugen gerade zum gemeinsam Trinken; Jutta wird alkoholabhängig. Immer mehr kapselt sie sich von der Außenwelt ab, lebt völlig zurückgezogen. „Da ging für mich nichts mehr weiter.“ Schließlich kommt sie zur Therapie in die Laufer Mühle.

Mittlerweile ist Jutta schon im neunten Jahr hier. Bei ihrer Arbeit im Kaufhaus kann sie etwas tun, was ihr sehr liegt: aufräumen. Auch zuhause hat sie es gerne ordentlich und schaut darauf, dass alle ihren Putzdienst korrekt machen. Von ihrem Dachzimmer aus hat sie eine schöne Aussicht ins Grüne. „Ab und zu kommt sogar mal ein Hase vorbei“, freut sie sich.

In der Gruppe bleibt sie zurückhaltend. „Ich passe mich eben gerne an und mache alles mit. Ich bin kein Initiator.“ So sind ihre liebsten Freizeitbeschäftigungen Lesen oder Aktivitäten in der Gruppe, wohlgemerkt, wenn sie von anderen ausgehen.

Draußen zu leben, kann sich Jutta nicht mehr vorstellen. „Da hätte ich viel zu große Angst davor, wieder in mein altes Fahrwasser zu geraten.“ Schließlich erlebt sie jetzt endlich die Gemeinschaft, die ihr vorher immer gefehlt hat.

Manchmal ist sie auch richtig streng zu sich: „Ich müsste mutiger sein.“ Doch ihr genügt es, jeden Tag wieder gesund aufstehen zu können. Folgerichtig hat Jutta auch keine großen Wünsche, denn „auch wenn man es mir oft nicht anmerkt, bin ich grundsätzlich guten Mutes.“

